

Prof. Dr. Hans Joas

## Wie entstehen Werte?

### Wertebildung und Wertevermittlung in pluralistischen Gesellschaften<sup>1</sup>

Die Wertedebatte in ihrem ganzen Themenspektrum ist momentan in aller Munde: Wertevermittlung, Rolle der Religion und europäische Werte seien nur einige wenige Stichworte. Da die Diskussion darüber fast alltäglich geworden ist, möchte ich mich in meinem heutigen Vortrag auf Elemente beschränken, die für meine Sichtweise sehr wichtig sind. Meines Erachtens beißt sich diese enorme Prominenz des Wertethemas in der allgemeinen Öffentlichkeit mit der Tatsache, dass der Wertebegriff in der Philosophie, teilweise auch in den Sozialwissenschaften, in den letzten Jahrzehnten eher als vollkommen ‚out‘ gegolten hat. Die Philosophie der Zwischenkriegszeit in Deutschland und den USA hat außerordentlich viele Publikationen zum Thema „Werte“ hervorgebracht. In der Nachkriegszeit dagegen ist kaum etwas dazu erschienen. In der Soziologie war das Wertethema bis in die 60er Jahre aktuell, geriet aber danach auch in den Hintergrund, so dass heute eine große begriffliche Arbeit geleistet werden muss, wenn man Brücken zwischen Philosophie, Sozialwissenschaften und öffentlichen Debatten schlagen will. Ich selber beschäftige mich seit zehn Jahren mit diesem Gegenstandsbereich. Die Veranstalter baten mich, einen grundlegenden Vortrag zu halten. Ich habe das Bedürfnis, das zu erwähnen, weil diese Grundlegung in meinem schon 1997 veröffentlichten Buch „Die Entstehung der Werte“ enthalten ist. Sie sollten nicht den Eindruck bekommen, dass ich seit zehn Jahren immer dasselbe und nur dieses erzähle. Es ist nur die Grundlage für eine Reihe von anderen Dingen, von denen ich einige kurz nennen möchte: Man muss sich empirisch damit beschäftigen, welche Werte und welche wertprägenden Milieus es beispielsweise in Deutschland gibt. Was hat sich daran verändert? Wie sind die Unterschiede zwischen Deutschland und anderen Ländern in dieser Hinsicht zu beschreiben? Brisant sind auch die Fragen zum Thema „Europa“: Ist Europa eine geografische Einheit oder wodurch wird es zusammengehalten? Wird es durch Werte zusammengehalten? Ich habe sehr viel auf dem Gebiet der Religion gearbeitet und geschrieben, weil mich die Frage der Spezifik der religiösen Erfahrung gegenüber allgemeinen Erfahrungen mit Werten, der religiösen Wertbindung gegenüber der säkularen Wertbindung, interessiert. Wie hängen eigentlich diese Wertefragen mit dem Bereich Gewalt zusammen? In einer merkwürdigen und tief irritierenden Weise gibt es Ähnlichkeiten zwischen dem, was ich in meinen Arbeiten wertkonstitutive Erfahrungen nenne, und Gewalterfahrungen. In meinem Vortrag beschränke ich mich aber heute auf die Grundlegungsfragen: Was verstehen wir eigentlich unter Werten und wie entstehen diese?

Ich beginne mit zwei Erfahrungen, von denen ich denke, dass wir sie alle teilen. Von diesem Punkt aus werde ich versuchen, eine Definition des Begriffes „Werte“ zu erarbeiten. Nun zur ersten Erfahrung: Wertbindungen sind nicht mit Absicht erzeugbar, zumindest nicht auf direktem Wege. Sie können nicht Gegenstand von Intentionen sein. Wir wissen alle, was aus guten Vorsätzen, die man sich macht, wird. In meiner Heimat sagt man, wenn man zu Neujahr einen Vorsatz fasst, erlebt der nicht den Dreikönigstag. Bis zum 6. Januar bleiben die guten Vorsätze für das neue Jahr also lebendig, länger meistens nicht. Umso mehr gilt das auch in der Erziehung und im Verhalten gegenüber anderen. Menschen fühlen sich nicht deshalb an Werte gebunden, weil ihnen jemand gesagt hat: „du sollst dich gefälligst an diesen Wert ge-

---

<sup>1</sup> Der Text beruht auf einem Mitschnitt des von Prof. Joas frei gehaltenen Vortrages.

bunden fühlen!“ Moralpredigten sind ein besonders ineffektives Verfahren der Werteerziehung. Das, glaube ich, ist allen, die Kinder haben, geläufig. Woran aber liegt das? Ich behaupte, es liegt daran, dass Wertbindungen notwendig ein passivisches Moment enthalten. Ich drücke das am liebsten mit einem altmodisch gewordenen deutschen Wort aus. Früher sprach man nämlich im Themengebiet von Wertbindungen vom „Ergriffensein“. An diesem Ausdruck „Ergriffensein“ gefällt mir das Passivische. Ich glaube, der Begriff ist treffender als der Ausdruck „Wahl“, der heute häufig in der wissenschaftlichen Literatur vorkommt. Ich glaube, dass es nicht wahr ist, dass wir unsere Werte wählen. Wir wählen auf der Grundlage von Werten. Natürlich treffen wir Wahlentscheidungen, weil uns etwas als gut oder schlecht vorschwebt, aber wir kommen nicht zu unseren fundamentalen Vorstellungen über das, was gut oder schlecht ist, durch Wahlentscheidungen, sondern weil uns etwas in irgendeiner Weise packt oder ergreift. Das erste Element, das man sich phänomenologisch vor Augen führen muss, wenn man über Werte, Wertebildung und Werteentstehung redet, ist dieses passivische Element, die Erfahrung des Ergriffenseins.

Nun die zweite Erfahrung, an die ich appellieren möchte: Ich denke, dass alle Menschen starke Wertbindungen haben. Wenn wir etwas als Wertbindung erleben, haben wir dabei kein Gefühl der Unfreiheit, sondern eher ein intensives Gefühl äußersten ‚Bei-sich-Seins‘. Der Begriff „Bindung“ könnte auch so klingen: „Eigentlich bin ich frei, aber unglücklicherweise habe ich Wertbindungen, die meine Freiheit einschränken.“ Das beschreibt aber nicht die subjektive Erfahrung an dem Punkt, an dem wir uns an etwas gebunden fühlen. Ich habe das manchmal mit dem berühmten, vielleicht gar nicht so gefallenen Luther-Zitat erklärt, als er zum Widerruf seiner Lehren aufgefordert wurde: „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen.“ Man kann sozusagen, etwas witzelnd fragen: Was hat er denn gemeint, als er gesagt hat: „Ich kann nicht anders.“ Natürlich hätte er anders gekonnt. Und es hätte ihm viele, zumindest kurzfristige Vorteile gebracht, wenn er gesagt hätte, „Natürlich kann ich anders, so ernst habe ich das auch nicht gemeint.“ oder etwas dergleichen. Aber dieses „Ich kann nicht anders.“ soll nicht heißen: „Ich verfüge nicht über die sprachliche oder intellektuelle Fähigkeit zum Widerruf.“ Es soll auch nicht heißen: „Ich kann nicht anders, weil ich gezwungen werde.“ Interessanterweise geht der Zwang in Richtung Widerruf. Es soll vielmehr heißen, und ich transponiere jetzt Luther in das Umgangsdeutsch unserer Tage: „Ich kann sonst morgen nicht mehr in den Spiegel schauen könnte.“ Also ich kann nicht widerrufen, weil ich dann nicht mein Selbstbild aufrechterhalten könnte. Das Wichtige an diesem zweiten Punkt ist, obwohl Wertbindungen intensive Bindungen sind, geben sie uns das Gefühl, ganz besonders mit uns identisch zu sein und nicht etwas abschneiden zu müssen von dem, was wir sind. Das Phänomen, um das es also geht, wenn wir über Werte, Wertbindung und Werteentstehung reden, ist ein Phänomen, bei dem wir von etwas ergriffen werden, das wir nicht direkt ansteuern können, das in uns ein intensives Gefühl von Freiheit auslöst und hinterlässt.

Im nächsten Schritt versuche ich nun, diese Erfahrungen zu mitnehmbaren Begriffsdefinitionen weiterzuentwickeln. Wenn man sich begrifflich, nicht phänomenologisch, darüber klar werden will, wovon wir reden, muss man den Begriff des Wertes von zwei anderen Begriffen unterscheiden, die zwar nah daran liegen, aber sich meines Erachtens doch scharf davon abtrennen lassen. Es handelt sich um die beiden Begriffe „Norm“ und „Wunsch“. Gerade Werte und Normen werden in der öffentlichen Debatte und in der Erziehungsliteratur ständig in einem Atemzug genannt, als wären sie irgendwie dasselbe. In meiner Begriffssprache, die allerdings auf über 100 Jahren Schrifttum beruht, unterscheiden sich Normen und Werte radikal voneinander. Dafür gibt es in der Philosophie und in den Sozialwissenschaften keine quasi-juristisch einheitlich festgelegte Definition, aber für mich sind alle Fragen nach Werte-

vermittlung andere als nach Normen, Normenentstehung und Normenvermittlung. Ich behaupte: Werte sind attraktiv und Normen sind restriktiv. Überall, wo etwas durch eine rechtliche oder moralische Norm, ein Gebot oder ein Gesetz untersagt ist, werden die Handlungsmöglichkeiten von Menschen eingeschränkt. Manche Ziele sind zwar zulässig, aber nicht alle Mittel zur Verfolgung dieser Ziele. Es ist erlaubt, in unserem Land Alkoholika zu erwerben, aber es ist nicht erlaubt, die Alkoholika ohne zu bezahlen aus einem Laden zu entfernen. Das Handlungsziel ist also legal, aber manche Mittel, die zu diesem Handlungsziel führen, sind ausgeschlossen. Es gibt sogar Handlungsziele, die illegal sind. Wenn in Deutschland der Erwerb von Alkoholika wie in Saudi-Arabien, prinzipiell untersagt wäre, dann wäre nicht nur das Stehlen, sondern auch der Kauf unzulässig. Das als Illustration, wenn ich sage, Normen sind restriktiv. Sie schließen bestimmte Möglichkeiten, die ich eigentlich hätte, als moralisch oder rechtlich unzulässig aus. Werte sind etwas ganz anderes. Werte sind attraktiv. Man kann auch sagen, sie sind konstitutiv, das heißt, Werte bringen mich überhaupt erst auf Ideen, bestimmte Sachen zu tun, indem ich z.B. ein intensives personales Vorbild habe, an dem ich mich orientiere, und dadurch überhaupt erst auf die Idee komme, über mein bisheriges Ich irgendwie hinauszuwachsen.

Nun der Unterschied zu Wünschen: Auch in den Fachdebatten ist das ein wichtiges Thema, weil die Ökonomen und diejenigen Sozialwissenschaftler und Philosophen, die sich eng am Paradigma der ökonomischen Theorie orientieren, Werte und Wünsche einander anähneln und etwa den Begriff der „Präferenz“ verwenden, der meines Erachtens einen zentralen Unterschied verschleift. Für mich gibt es einen zentralen Unterschied zwischen Wünschen und Werten. Der große amerikanische Philosoph John Dewey hat in den 30er Jahren den Unterschied mit einem Begriffspaar zu kennzeichnen versucht, das unterscheidet in „desired“ und „desirable“. Die „desires“, die Wünsche, sind faktische Wünsche: Ich will das. Ich habe Lust auf dies und jenes – alles, was faktisch feststellbar ist als Wunsch. Ein Wert ist kein faktischer Wunsch, sondern ein Wert ist eine Vorstellung über das, was des Wünschens wert ist. Deshalb kollidieren auch unsere Werte mit unseren Wünschen. Ich hätte jetzt Lust zu schlafen, aber ich fühle mich aufgefordert, aufgrund meiner Vorstellung, dass ich etwas gut machen will, jetzt nicht zu schlafen, sondern mich auf einen Vortrag vorzubereiten. Also, Werte sind für mich nicht einfach Wünsche, auch nicht, wie Ökonomen meinen, langfristige oder langfristig stabile Wünsche, sondern Vorstellungen über das Wünschenswerte. Sie sind nicht emotional neutrale Vorstellungen. Sie sind selber hochgradig emotional besetzt. Also meine Definition von Wert lautet deshalb: Werte sind stark emotional besetzte Vorstellungen darüber, was eigentlich wahrhaftig des Wünschens wert ist. Dies ist das Ende des begrifflichen Teils.

Jetzt zur Frage, die im Mittelpunkt des Buches steht: Woher kommen diese Werte eigentlich? Das meine ich zunächst nicht in einem historischen Sinn. Ich meine, in einem gewissenmaßen fundamentaleren, in einem anthropologischen Sinn, könnte man fragen: Wie kommt es dazu, dass jemand etwas in dem von mir beschriebenen Sinn als gut empfindet? Dass es diesem Menschen spontan subjektiv evident ist, dass etwas gut ist und ihn das auch noch gewaltig emotional bewegt. Also, ich sage das aus der Subjektperspektive. Sagen Sie nicht: Ja, die Menschen haben doch unterschiedliche Vorstellungen. Es geht nur darum, dass das, was den Menschen gut erscheint, oft gar keiner weiteren Begründung bedarf, sondern für sie offensichtlich gut ist, auch wenn es die anderen nicht sehen. Ich betone noch mal, dass der Verstoß gegen diese subjektive Werteevidenz in den Menschen starke Gefühle auslöst, wie z.B. Empörung. Es gibt Menschen, die im Gespräch sagen, sie hätten keine starken Wertbindungen. Beim weiteren Reden sagen sie dann: Also, was ich auf keinen Fall vertragen kann, ist dies und das. So ist dann doch ersichtlich, dass es Wertbindungen gibt.

Wir können nach der Situation fragen, in denen es zu diesen Werten im Sinn von Wertbindungen kommt. Sie könnten jetzt sagen: Moment, reden sie jetzt über die Entstehung von Werten oder die Entstehung von Wertbindungen? Diesen Unterschied müssen eigentlich nur diejenigen machen, die denken, dass Werte vorhanden sind, auch wenn niemand sich an sie gebunden fühlt, also dass es irgendwo ein Reich der Werte gibt. Aber da ich nicht glaube, dass es ein Reich der Werte gibt, glaube ich, dass es Werte nur gibt, wenn Menschen sich an sie gebunden fühlen oder sie zumindest in irgendwelchen kulturellen Zeugnissen oder Schriften niedergelegt sind. Ich behaupte, Werte entstehen in Erfahrungen der Selbstbildung und Selbsttranszendenz. Selbstbildung bezieht sich darauf, dass wir bekanntlich zwar, wenn wir auf die Welt kommen, ein biologisches Individuum sind, im Sinne von unverwechselbaren Merkmalen, man kann uns messen und wiegen etc., aber nicht als ein Selbst im Sinne der Sozialpsychologie, als ein „Self“. Das heißt, wir kommen nicht als jemand auf die Welt, der in einem reflexiven Verhältnis zu sich selber steht. Wer Kinder hat, weiß, dass diese sich schon reflexiv auf sich selbst beziehen, bevor sie „ich“ sagen können und anfangs ihren Namen zur Selbstkennzeichnung verwenden. Als mein Sohn, der inzwischen über 30 Jahre alt ist, ganz klein war, hatten wir ihn oft Bubi genannt, also sprach er oft von sich als Bubi: „Bubi mag das nicht.“ Kluge Bekannte rieten uns, dass wir aufpassen müssten, dass er nicht ein Leben lang von sich als Bubi redet. Welch Blödsinn, er hat die Verwendung des Personalpronomens „ich“ natürlich sehr bald gelernt. Wir erwerben ein Selbst als reflexives Verhältnis zu uns, und ich behaupte, angelehnt an Sozialisationsforschung und Entwicklungspsychologie, dass wir dieses reflexives Ich-Verhältnis im Wesentlichen in sozialen Beziehungen zu emotional stark besetzten Menschen unserer Kindheit erwerben. Als Kleinkind können wir zwischen der Identifikation mit einer solchen wichtigen emotionalen Bezugsperson und den Werten dieser Bezugsperson noch nicht trennen. Werte entstehen deshalb im Prozess der Selbstbildung in uns, weil wir in ein und demselben Akt, in dem wir uns gewissermaßen mit für uns wichtigen Personen identifizieren, uns mit deren Weltsicht und deren Werten identifizieren. Ein Dreijähriger kann nicht sagen: „Ich mag meinen Vater schon, nur seine Auffassungen finde ich völlig abseitig.“ Ein 13-Jähriger ist fast definierbar durch diese Äußerungen. Was das Kleinkind nicht kann, wird später überwunden und zu einem zentralen Bestandteil der Pubertät. Es findet eine Differenzierung statt zwischen der emotionalen Beziehung zur Person und der Reflexion auf die Wertgehalte, die diese Person entweder explizit vertritt oder durch ihr Verhalten verkörpert. Vielleicht darf ich noch hinzufügen, dass die Pubertät bekanntlich nicht die letzte Phase der Entwicklung ist, sondern Einstellungen ändern sich noch mehrfach. Ich liebe das Zitat von Mark Twain: „Zwischen meinem 20. und meinem 40. Geburtstag wurde mein Vater immer klüger.“ Zu diesem Themengebiet gibt es ein riesiges Wissen, das wir in diesem Zusammenhang sehr ernst nehmen müssen. Die ursprüngliche Schicht unserer Wertbindung entsteht in der Identifikation mit diesen primärsozialisierenden Bezugspersonen, keine Frage. Nur leben wir – und damit komme ich zu dem zweiten und viel spannenderen Teil – heute auf jeden Fall in einer Kultur, in der niemand auf die Frage, warum er eigentlich bestimmte Werte vertritt, legitim antworten kann: „Weil Papi das so wollte.“ Wir können zwar sagen: „Ich bin schon von meinen Eltern dazu erzogen worden, sehr stark an Gerechtigkeit orientiert zu sein. Aber wir müssen irgendwie dazusagen, dass ich es selber erfahren oder eingesehen habe, dass ich meinen Eltern für diese Erziehung dankbar sein kann, weil ich wirklich finde, das ist ganz zentral. Ich muss mir das reflexiv noch einmal aneignen, was mir primärsozialisatorisch schon einmal vermittelt wurde, oder ich muss mich reflexiv davon distanzieren. Ich muss mich in diesem Sinne über eigene Erfahrungen, die auch Begründungselemente beinhalten, zu dieser ersten Schicht in ein Verhältnis setzen. Nun interessiert mich vor allem, was mit den Wertbindungen passiert, wenn das Selbst schon geformt ist. Also das Erste ist zwar empirisch höchst wichtig, aber theoretisch nichts Neues mehr und nichts Bewegendes. Das Zweite scheint mir auch theoretisch nicht selbstverständlich zu sein, und deshalb verwende

ich hier den Begriff der Selbsttranszendenz. Nicht dass Sie meinen, ich schmuggle die Religion hier hinein. Der Begriff der Selbsttranszendenz hat zunächst nichts mit dem religiösen Begriff der Transzendenz zu tun, er ist als ein rein deskriptiv psychologischer Begriff gemeint, also nicht in Bezug auf ein transzendentes Wesen, sondern auf einen psychologischen Prozess, in dem ein schon geformtes Selbst die Erfahrung macht, dass es über die Grenzen dieses Selbst hinausgerissen wird. Das ist das Ergriffensein von vorhin. Wir sind eigentlich schon ein Selbst, aber wir machen eine fundamentale, wertbezogene Transformationserfahrung durch. In der Soziologie gibt es sehr viel Literatur über Konversionen, die man dafür heranziehen kann, aber es handelt sich um einen wertneutralen Begriff von Konversion, also nicht nur, wer den wahren Glauben gefunden hat, sondern jeder Wechsel des fundamentalen Bezugssystems, also auch wenn jemand, der gläubig war, den Glauben verliert, das ist alles Konversion, auch der Übergang zu säkularen, großen Deutungssystemen.

In meinem Buch habe ich behauptet, dass es zwischen 1887 und 1934 einen ungeheuer intensiven Diskurs über diese Frage gegeben hat, der nach dem 2. Weltkrieg oder schon seit den späten 30er Jahren verstummt ist. Die dabei angegebenen Daten sind natürlich pseudoexakt, es sind Anspielungen. 1887 soll eine Anspielung sein auf Nietzsches Veröffentlichung „Über die Genealogie der Moral“ und 1934 eine Anspielung auf John Deweys „A Common Faith“. Warum ist mir das jetzt aber wichtig an dieser Stelle? Ich möchte die Entstehung dieses Nachdenkens über Werte in zwei Hinsichten historisieren dürfen. Ich glaube, dass der Begriff des Wertes philosophiegeschichtlich aus zwingenden Gründen den Begriff des Guten ersetzt hat. Seit der griechischen Antike gab es in der Philosophie die Vorstellung eines Objektiv-Guten, das unabhängig von den Menschen existiert. Das ist die Frage der Erkenntnis des Guten. Vor allem das Christentum, insbesondere Augustinus, hat den Gedanken in diese Fragestellung eingeführt, ob wir das Gute erkennen können und trotzdem gegen es handeln oder ob wir, wann immer wir das Gute erkennen, es notwendig auch tun werden, weil es uns so erfüllt und motiviert. Ich behaupte nun, ohne dass ich es an dieser Stelle lang ausführen kann, dass der Begriff des Wertes an die Stelle des Begriffs des Guten tritt, weil eine Pluralität von Sichtweisen auf das Gute damit ausgedrückt werden kann. Es gibt dann nicht nur das eine Gute, das für alle da ist und völlig unabhängig von den Menschen ist und das nur manche erkennen und manche nicht erkennen, sondern man kann dann sagen: Für euch ist dies das unbezweifelbar Gute, aber für andere ist etwas anderes das unbezweifelbar Gute. Das Gute kann man schlecht in den Plural setzen: Die Güter klingt ganz anders, also haben tatsächlich um 1840 deutsche Philosophen vorgeschlagen, statt von den verschiedenen Vorstellungen über das Gute von den verschiedenen Werten zu sprechen. Der Begriff des Wertes beinhaltet eine Subjektivierung, allerdings nicht derart, dass man so tut, als hätte niemand mehr eine Vorstellung über das Gute, sondern man gibt nur zu, dass es nicht ein völlig menschenunabhängiges Gutes gibt, und dass die anderen, die eine andere Vorstellung haben, nicht nur im Irrtum befindlich sind, sondern dass sie gewissermaßen in nachvollziehbarer Weise eine sie tief bewegende Vorstellung über das Gute haben. Das halte ich für einen wichtigen Grund, den Begriff des Wertes an dieser Stelle zu verwenden. Der zweite historische Grund schafft auch den Bezug zu Nietzsche: Wenn es nun nicht das eine Gute gibt, dann schwinden auch die Möglichkeiten zu denken, dass die Geschichte irgendwie den Zustand herbeiführen wird, der dieses eindeutig Gute realisiert. Dann ist plötzlich unklar, ob nicht tatsächlich in der Geschichte ganz andere, ganz unterschiedliche, auch neue Formen von Vorstellungen über das Gute entstehen können. Ich behaupte tatsächlich, dass Nietzsche der Erste ist, der diesen Gedanken radikal gedacht hat. Ich nenne ihn, wenn sie diesen Ausdruck gestatten, die Vorstellung von der Kontingenz der Werte und des Guten. Wenn Sie bereit sind, mit mir den Faschismus als Wertesystem zu betrachten, dann behaupte ich, um



1900 war nicht klar, hat auch niemand vorausgesehen, dass das 20. Jahrhundert ein so einflussreiches Wertesystem wie das des Faschismus hervorbringen wird. Hätte der 1. Weltkrieg nicht stattgefunden, wäre es vielleicht nie zur Entstehung des Wertesystems des Faschismus gekommen. Aber es passieren Dinge in der Welt, die zu immer neuen Formen dieser Art führen. Ich lobe an dieser Stelle Nietzsche, aber ich gehe rasch über ihn hinweg, weil ich Nietzsche nur lobe für die Fragestellung, nicht für die Antwort. Nietzsche hat meiner Meinung nach eine Pionierleistung vollbracht, indem er als Erster gefragt hat: Wie kommen Werte auf? Und er hat das ganz bewusst an zwei Werten getan, von denen er glaubte, sie seien für die jüdische und christliche Tradition zentral. Demnach ist der zentrale jüdische Wert die Gerechtigkeit und der christliche Wert die Liebe. Er hat Theorien entwickelt, wie es dazu kam, dass die Juden so gerechtigkeitsfanatisch sind oder seien und warum die Christen alles um das „Deus caritas est“ – um in den Worten des Papstes zu sprechen – herum bauen, also Gott als Liebe zentral sehen. Ich glaube, dass die Theorie, die Nietzsche dafür entwickelt hat, falsch und bis zur Absurdität falsch ist, also psychologischer und historischer Unsinn. Wenn jemand daran zweifeln sollte, bin ich gern bereit, dies zu begründen.

Die Frage ist: Wie müssen wir Erfahrungen beschreiben, in denen Menschen das Gefühl produzieren, es sei ihnen subjektiv evident, dass etwas Bestimmtes gut ist, und diese Tatsache reißt sie völlig über ihr bisheriges Selbst hinaus? Ich gebe Ihnen, in Anlehnung an einen französischen Klassiker der Soziologie, Emile Durkheim, ein Beispiel, wie ein Denker sich das vorgesellt hat: Er hat über die Religion der australischen Ur-Bevölkerung und bestimmter nordamerikanischer Indianerbevolkerungen geschrieben. Das zentrale Phänomen, das er dabei vor Augen hat, ist etwas, was ich „kollektive Ekstase“ nenne. Die Idee dort war, die Beobachtung von Situationen ekstatischen Zusammenseins von Menschen. Menschen, die sich versammeln und in dieser Versammlung eine emotional steigende Hitze erleben. Denken Sie an den Film von Luis Bunuel „Der Würgeengel“, in dem ein feines Diner sozusagen nicht abgeschlossen werden kann, weil draußen, ohne dass man es sieht, eine Horrorfigur ist, so dass die Leute beieinander bleiben müssen und die Menschen, die sich höchst zivilisiert auf ein gemeinsames Abendessen eingerichtet haben und normalerweise genauso zivilisiert wieder auseinander gegangen wären, jetzt in einem Raum bleiben müssen. Es ändern sich alle sozialen Beziehungen zwischen den Menschen, weil gewissermaßen die Backstage weg ist. Ich habe das im ICE schon erlebt, der fünf Stunden auf freier Strecke liegen blieb, wodurch alle wohlhergerichteten Damen im Verlauf dieser Stunden immer müder wurden und sich erkennbar veränderten. Es sinkt unter den Versammelten die Selbstkontrolle, dies ist aber nicht nur eine Einschränkung, sondern kann auch als machtvolle Stimulation erlebt werden, durch den Wegfall von Selbstkontrolle fallen gewissermaßen auch Hemmungen weg. Ich weiß von mir, wenn ich Alkohol getrunken habe, habe ich das Gefühl, alle Sprachen, die ich jemals gelernt habe, fließend zu sprechen, und irgendwie spreche ich sie dann auch. Die Hemmungen, die sonst da sind, sind weg, und dadurch wächst man tatsächlich ein bisschen über sich hinaus. Es ist nicht so ganz sicher im Rückblick, ob man sich das eingebildet hat und was die anderen darüber gedacht haben. Das freie Sprechen vor einem Publikum, wenn ich mir dieses Beispiel erlauben darf, ist ebenfalls ein genau hierfür einschlägiges Phänomen. Der frei Sprechende nimmt intuitiv pausenlos wahr, ob das Publikum mit ihm mitgeht oder nicht. Bei Bewerbungsvorträgen, in denen verhindert werden sollte, dass ich berufen werde, saßen alle steif da und keiner lachte, wenn ich einen Scherz gemacht habe. Es ersterben einem dadurch die Scherze auf den Lippen, man bringt keinen mehr zustande, es wird peinlich. Wenn das Publikum freundlich mitgeht, ist das ganz anders, es fallen einem Scherze ein, die man nicht einmal vorbereitet hatte, und man hat das Gefühl, man wächst

über sich selbst hinaus. Das ist gefährlich, denn man stellt dann auch Behauptungen auf, die großartiger sind, als wofür man die Deckung hat.

Alle Kulturen haben dies durch künstliche Mittel zu unterstützen gelernt. In der Religionspsychologie ist das alles beschrieben worden: Askesephasen vor der Versammlung, nichts essen, keinen Alkohol, keinen Sex usw., damit dann plötzlich losgelassen werden kann. Es kommt zu massiven Erfahrungen einer Selbstüberschreitung, und die Theorie an dieser Stelle lautet nun, dass die Menschen dazu neigen, solche Situationen, in denen sie sich in dieser Weise über sich selbst hinausgerissen gefühlt haben, für immer als intensive Erfahrungen in Erinnerung zu behalten. Diese Erfahrung wird später so interpretiert, dass sie etwas mit objektiven Attributen der Situation zu tun hat, in der diese Erfahrung stattgefunden hat. Wenn man sich einmal im Jahr in der Mittsommernacht auf einem bestimmten Hügel trifft, wo die kollektive Ekstase stattfindet, kann die Interpretation sein, dass es an der Nacht oder an diesem Hügel liegt. Das ist die spontane Produktion von Heiligkeit. Der Hügel wird zum heiligen Berg. Es gibt eine Sakralisierung von Gegenständen und Orten in der Welt und ein kognitives Bezugssystem, in dem diese Orte auf Weiteres bezogen werden. Dieses Beispiel sollte als Teilantwort für ein Phänomen dienen, aus dem intensive emotionale Bindung an etwas entstehen kann, in diesem Fall an Orte und Personen. Natürlich gibt es auch unter modernen Bedingungen Situationen dieser kollektiven Erfahrung, teils spontan produziert, wie die Öffnung der Berliner Mauer, teils bewusst organisiert, wie etwa die Nürnberger Reichsparteitage. Typisch für solche Situationen ist das Über-sich-selbst hinausgerissen-Werden. Fußballstadien sind auch ein gutes Beispiel dafür: Man geht nicht so sehr wegen des Spiels hin, sondern wegen des gemeinsamen Zustandes.

Dies ist nur das eine Ende der Erfahrungen der Selbsttranszendenz. Am anderen Ende stehen hochgradig individuelle Erfahrungen dieser Art, z.B. ein intensives Gebet oder spirituelle mystische Erfahrungen des Individuums. Vor über 100 Jahren hat der Philosoph William James ein Buch über Religion geschrieben, in dem er beim Gebet drei Arten unterscheidet. Ich spreche nun nicht vom „petitional prayer“, also der Bitte um etwas, und nicht von „ritualistic prayer“, dem Wiederholen bestimmter Gebetsformen, sondern von einer Art offenen Kommunikation mit Gott. Ich lege meine Sorgen und meine Ängste vor Gott und er antwortet mir. Darin finden wir ebenfalls eine solche Erfahrung des Über-sich-hinaus-Wachsens. Der Nicht-Gläubige tendiert dazu, darüber zu spotten. Wie kann jemand antworten, den es nicht gibt? Aber egal, ob Sie gläubig sind oder nicht, phänomenologisch muss man anerkennen, dass Gläubige Antwort erfahren, dass sie zumindest in ihrem subjektiven Bezugssystem das Gefühl haben, es wird ihnen geantwortet. Das heißt, es gibt etwas jenseits ihrer selbst, was in solchen intensiven Erfahrungen auch solche Gewissheit schafft, die durch kein rationales Argument attackierbar ist. Ich habe mich teilweise in dem Buch „Entstehung der Werte“ und in dem späteren Buch „Braucht der Mensch Religion?“ darum bemüht, eine reiche Phänomenologie von Erfahrungen solcher Selbsttranszendenz aufzumachen, weil diese notwendig ist, wenn ich untersuchen will, wie Menschen zu ihren Wertbindungen kommen. Es kann z.B. die Naturerfahrung eine solche Selbsttranszendenz Erfahrung sein: Menschen, die auf einem Berggipfel, an einem Meeresstrand oder im Wald erleben, dass sie eins sind mit der Natur. Selbsttranszendenz Erfahrungen gibt es auch im Mitleid, völlig erschüttert sein von einem anderen und dadurch nicht mehr bei sich sein und das Leid des anderen intensiver erfahren als die Situation. Es gibt das wirklich gelingende Gespräch, wenn es nicht nur dem Austausch von Informationen, Besprechungen über etwas oder unverbindlicher Konversation dient, sondern wenn das Gespräch abhebt und man so miteinander redet, dass man das

Gefühl hat, jetzt habe ich den anderen verstanden und er mich auch. Auch sexuelle Erfahrungen als intensiver Bereich von solchen Fusionserfahrungen mit einem anderen Körper und einer anderen Person gehören dazu. Ich glaube, wir brauchen eine reiche Phänomenologie einer solchen Erfahrung der Dezentrierung der Person, die gleichzeitig zur Bindung an die, wenn ich es philosophisch sagen darf, latenten propositionalen Gehalte der Erfahrungssituationen führen. Ich meine nicht, dass es sich hier nur um Gefühlsattacken handelt, die ohne ein Gehalt sind. Wir wissen, dass in diesen Erfahrungen ein artikulierbarer Gehalt steckt. Es ist bloß unheimlich schwierig, diesen Gehalt zu artikulieren. Wir wissen, wenn wir Deutungsangeboten für solche Erfahrungen begegnen, dass diese Deutung vielleicht gut ausdrückt, was wir erlebt haben, eine andere wiederum gar nicht. Ich habe in dem Religionsbuch geschrieben, dass gläubige Menschen ihren Glauben oft deshalb akzeptieren, weil sie ihn als ideale Form solcher intensiver, für sich glaubwürdiger Erfahrungen auffassen. Andere akzeptieren den Glauben nicht, weil er in keiner Weise mit ihren Erfahrungen vermittelbar scheint. Ich habe jetzt nur einen kleinen Überblick über die verschiedenen Phänomene der Selbsttranszendenz gegeben. Um den ganzen Reichtum der Phänomene, die ich damit erfassen will, ins Verhältnis zur Wertefrage zu bringen, müssen die Dynamik der Artikulation solcher Erfahrungen und deren Ausdeutung mit in den Blick geraten.

Abschließend möchte ich gerne fünf Schlussfolgerungen nennen, die sich auf die Praxis der Wertevermittlung beziehen:

1. Wenn das richtig ist, was ich gesagt habe, hat Wertevermittlung notwendig eine personale Dimension. Es ist ganz wichtig, dass es Personen gibt, die für eine Überzeugung einstehen und nicht nur davon reden. Das klingt ganz bewusst nach dem altmodischen Begriff des Vorbildes. Dass in der Erziehung mehr über Personen als über Sätze geschieht. Oder theologisch gesprochen nach dem Begriff des Zeugen, dass jemand für seine Überzeugung einstehen muss.
2. Es gibt eine außerordentlich große Bedeutung der institutionellen Rahmung von Wertevermittlungsprozessen. Die Institutionen haben selber Botschaften. In meiner Zeit als Professor an der FU-Berlin habe ich die Erfahrung gemacht, dass der Zustand von Gebäuden Werte vermittelt oder Wertevermittlung vermindert. Nicht nur die Lehre oder Personen sind wichtig, sondern auch die Rahmung des Ganzen. Wenn in allen Toiletten die Spiegel gestohlen werden und niemand sich darüber aufregt, sondern es als normal gilt, dass Studenten Toilettenspiegel stehlen, dann hat das meines Erachtens eine erzieherische Botschaft, die vielleicht in ihrem Effekt stärker ist als die Botschaft der verbalen Äußerungen.
3. Alle Wertevermittlung ist leer, die nicht tatsächlich auf Erfahrungen Bezug nimmt. Entweder auf die Erfahrungen, die ohnehin gemacht werden, die also Brücken schlägt oder eben sogar eine Erziehung, die sogar Erfahrungen zu machen erlaubt. In den USA etwa haben viele Universitäten Vermittlungsbüros für „Service Learning“. Studenten können hingehen und sagen, sie wollen irgendwas im Bereich des freiwilligen Engagements tun. Das Büro ist gleichzeitig Anlaufstelle für alle möglichen Leute, die Bedarf haben an Freiwilligen. Ein systematischer Einbau der Erfahrungsdimension.
4. Ich glaube nicht wirklich an die Möglichkeit der Wertevermittlung durch einen separaten Werteunterricht. Ich glaube, dass alles Erziehungsgeschehen und alles Fachliche eine Wertedimension hat und dass es eine Gefahr ist, zu denken, wir machen wertfreien Unterricht in allen Bereichen und nur in einem Bereich zusätzlich und kompensatorisch Werteunterricht.



5. Man darf von einem nicht absehen: Wenn Wertevermittlung auf Schwierigkeiten stößt, liegt das nicht immer nur an den Techniken der Vermittlung, sondern manchmal auch an den Werten oder an der Artikulation der Werte. Ich würde sagen, dass jede Schwierigkeit der Wertevermittlung ein Aufruf sein muss, darüber nachzudenken, ob die Art und Weise, wie wir Werte artikulieren, auch wirklich glaubwürdig und überzeugend ist.

Literaturhinweise:

Joas, Hans (1999): Die Entstehung der Werte, Suhrkamp stw

Joas, Hans (2004): Braucht der Mensch Religion? Herder, Freiburg